

Humanus der gute Europäer

Autor(en): **Prinzhorn, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **- (1930)**

Heft 6

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760133>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Humanus der gute Europäer

Zur deutschen Übertragung von André Gide

Les Nourritures Terrestres (1896), *Uns nährt die Erde* (1930)¹⁾

von Hans Prinzhorn

In dem Gedichtfragment *Die Geheimnisse* beschwört Goethe den Schatten eines überragenden weisen Menschen, ohne ihn selbst handelnd einzuführen. Dem Pilger, der in eine weltliche Klostersiedlung abends einkehrt, läßt er ihn schildern durch einen derer, die dort wohnen. In jener breiten rhapsodischen und dabei so farbigen Weise, deren Lebensnähe uns dünnblütigere Moderne an Goethe manchmal fast erschreckt, baut sich aus einigen Hauptzügen und Lebensschicksalen die Gestalt jenes unsichtbaren Führers vor uns auf. Er ist ein faustischer Mann, in abenteuerreichem Wanderleben langsam herangereift zum Range des Weisen. Nicht aber hat er wie Faust sich zuerst einsam in der Studierstube die Umrisse einer Scheinwelt abgesteckt, deren trügerische Bergung erst auf der Höhe des Mannesalters unerträglich wird und deshalb gewaltsam zersprengt werden muß, sondern seine Entwicklung geschieht zwar « aus innerm Sturm und äußerem Streite », doch von Anbeginn in enger Gemeinschaft mit seiner Sippe und in liebendem Umgange mit Menschen aller Art. Und dann erst, als der Vielerprobte, mit der Welt und sich selbst Geeinigte, in die Stille sich zurückzieht, hat sich eine Schar jüngerer Freunde zusammengefunden, die in ihm das Vorbild eines allseitig entfalteten Menschen, das Symbol des « Menschen-Möglichen », ehrt und liebt – und dieser Kreis scheint durchaus verschieden von einer Gemeinde mit Gesetz und Glauben. Ihr Wahlspruch ist das « schwer verstandne Wort »:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Über dem Haupte dieses Mannes schwebt wie ein natürlicher Nimbus der Name « Humanus », ihn krönend mit der schlichtesten und einzigen Würde, die wir für uns erhoffen und erstreben dürfen: der Vollendung unseres Artwesens in der reifen Gestalt der Person.

¹⁾ Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, die das Gesamtwerk von André Gide in Deutsch herausgibt.

Goethes Eingangstrophen sind erfüllt von einem eigentümlichen Zauber:

Ein wunderbares Lied ist Euch bereitet;
Vernehmt es gern, und jeden ruft herbei!
Durch Berg' und Täler ist der Weg geleitet:
Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frei,
Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrtum sei;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträtseln werde:
Gar viele müssen vieles hier gewinnen,
Gar viele Blüten birgt die Mutter Erde;
Der eine flieht mit düsterm Blick von hinnen,
Der andre weilt mit fröhlicher Gebärde:
Ein jeder soll nach seiner Lust genießen,
Für manchen Wanderer soll die Quelle fließen.

In unsern Tagen, da wir soviel von dem Mangel an vorbildlichen Menschen hören und immer wieder fatalen, einseitig verzerrten « starken Persönlichkeiten » begegnen, die von Gruppen als Führer verkündet werden und sich auch so zu gebärden trachten, sollte man am Wunschbild eines « ganzen Menschen » öfters die Maßstäbe nachprüfen, mit denen man Führerschaft mißt. Wie viele, die im grellen Schein eines Kreises von spiegelnden Anhängern sich blähen und die Grenzen ihres Wesens überdehnen mußten, haben wir rasch zur Karikatur ihrer selbst werden und zu Schemen verblassen sehen! Einzelne andere hingegen heben sich im Laufe der Zeit immer deutlicher ab als Mehr-Wissende und « das Gesetz, nach dem sie angetreten », Vollendende. Unter diesen symbolhaften Menschen ist André Gide ganz stetig in die vorderste Linie gerückt, wo die Geschichte der menschlichen Kultur sich entscheidet in ihren höchsten Trägern.

Wer Gide aus Werk und Leben ein wenig kennt, mag gern die Gedanken herüber- und hinüberspinnen lassen zwischen jenem Goetheschen Bilde des weisen Führers und der Gestalt dieses faszinierenden, aber noch beunruhigenden Zeitgenossen, der so schwer in die Werteschemen der Gegenwart passen will. Gewiß, er ist nicht so einfach aufgebaut wie jenes klassische Menschlichkeitsideal. Die Züge seines Wesens sind sogar verwirrend vielspältig, ja gegensätzlich, und er scheint hartnäckig auf dem dissonierenden Widerspiel seiner Hauptmotive zu beharren. Aber dennoch geht von dem Insgesamt dieser Gestalt gerade das aus, was den wenigen fehlt, die man in einem Atem mit ihm nennen könnte: grenzenlose Aufrichtigkeit, vollkommene

Unabhängigkeit des Urteils von Nebenabsichten bei rückhaltloser Teilnahme an allem, was uns Heutige bewegt, tiefe Bildung ohne jeden Bildungshochmut, ein immerwährendes Neusein bei einer Stetigkeit der Grundhaltung, die etwas Pflanzenhaftes an sich hat; und schließlich eine uneingeschränkte Bejahung der Lebenswerte, die aber keineswegs aus einem menschlichen Gesetz und aus der Logik des Geistes gerechtfertigt werden, sondern gleichsam aus der Logik des Herzens, aus dem Teilhaben an ihnen, aus ihrer Fruchtbarkeit, aus ihrem Sosein, das in sich vollendet ist. Hier ist ein Vollblutfranzose ins Europäische, ins Weltweite gewachsen, wo man sich nicht aus neutraler Farblosigkeit verständigt, sondern aus gemeinsamer Lebenstiefe versteht.

Man kann freilich zu diesem beinahe goetheschen Wesenskern Gides nicht vordringen, ohne in dem einen Werke heimisch zu sein, in dem er sich ganz unverhüllt gibt: *Les Nourritures Terrestres*. Mögen alle übrigen Werke « problematisch » in manchem Sinne sein – dies eine Mal « geschah ihm » das, was allein Kunde gibt von der Substanz eines schöpferischen Menschen: in dem Sechszwanzigjährigen wurde eine Stimme laut, die mußte reden, was « der Geist » sie reden hieß. Der später im bewußten Auffangen und Durchleuchten kaum mehr sagbarer Regungen einen so hohen Rang erreichte, wußte dies eine Mal gewiß nicht, was er tat... Dies eine Mal war er nichts als Gefäß und Sprachrohr. Und aus ihm sprach Es, das uralte Zeitlos-Ewige, das man nur empfangen kann und um das selbst starke künstlerische Begabungen ihr Leben lang vergebens werben. Darin strömen die Wachstumskräfte alles Lebendigen und lassen im Gewande des zu armen Wortes die unsichtbaren Wirklichkeiten anklingen, aus denen hohe Dichtung gemeinsam mit echter Weisheit ihre Tiefe und ihre unangreifbare Würde erhalten.

Das Schicksal des Buches von 1896 bis heute ist seltsam genug und bietet uns schon allein einen Hinweis, daß wir es mit einem sehr ungewöhnlichen Werk zu tun haben. Gide selbst berichtet davon in seiner Vorrede zu der Ausgabe von 1927: niemand beachtete nach Erscheinen das Buch, keine Kritik erwähnte es, in zehn Jahren waren 500 Exemplare verkauft. Wenn wir heute dank Gides unermüdlicher Mitarbeit eine deutsche Bearbeitung vorlegen können, die nach des Autors Wunsch für künftige Übersetzer in fremde Sprachen als maßgebend gelten soll, weil ihn « die deutsche Übersetzung jetzt oft mehr befriedigt als der ursprüngliche Text », so haben wir um so mehr Anlaß, uns klar zu machen, worin denn die unvergleichliche Bedeutung des Werkes liegt.

So mag es willkommen sein, wenn der Übersetzer Rechenschaft ablegt über die Erkenntnisse, die ihm zuteil geworden sind aus der Versenkung in diese (einigen von uns durchaus vertraute) Welt dessen, der, fast ein Jüngling noch, vom Schicksal ausersehen ward, die tiefe, alte Weisheit der Liebe und des aus sich wachsenden, ohne persönliche Verdienste erblühenden und fruchtgetreibenden Lebens für uns neu zu verkünden.

II.

Für uns Menschen des 20. Jahrhunderts, die wir unsere Welt anders zu bauen wünschen, als wir sie zuletzt gezeigt bekommen haben, entsteht die besorgte Frage: haben Nietzsche und Dostojewski, erste Selbstopfer für eine Umordnung der Kulturwerte, umsonst gekämpft, gelitten, geschaffen? Wo sind die wagemutigen Geister, die mit ähnlicher Unabhängigkeit des Denkens und Handelns, ohne die Hilfe der kulturellen Institutionen zu beanspruchen, sich der Lösung der dringlichsten Frage widmen, die auf dem Grunde aller andern Fragen lauert, mit denen die Menschen der letzten Generationen sich plagen: welches ist die Stelle des selbständigen, vollentwickelten Menschen im Weltprozeß? – Seien wir gerecht: was man mit den Waffen strengster Redlichkeit schließlich sich und andern erkämpfen und sichern kann, ist noch keine neue bessere Lebensform, kein « Gesetz des Handelns », sondern nur eine Erkenntnis, nämlich von der unverfälschten Wirklichkeit des Menschen, die für uns Heutige schwer zu finden oder gar unwiederbringlich verloren ist. Wer wollte behaupten, daß dies genug sei, um freier, sicherer zu leben als unsere Vorfahren? Wir brauchen den, der uns das « Stirb und werde » zeigt, das Geheimnis der vollkommenen Selbsteinschmelzung, ohne die für den bewußten, allzubewußten Menschen unserer Zeit noch nicht einmal die Pforte zu jenem Wissen erreichbar ist, das einst in Kulturn verhüllt dem Adepten zuteil wurde. Wir wollen nicht darauf verzichten, weil es für uns schwerer zugänglich wurde.

Gide steht mit diesem Frühwerke genau an der Stelle, wo das Menschenbild unseres Jahrhunderts aus höchst verschiedenartigen Überlieferungen und Neufunden zusammenschloß – dieses biozentrische Menschenbild, das im Gegensatz zu seinen letzten Vorläufern die Würde des Menschen auf den Rang seiner leibseelischen Lebensfülle gründet und die geistige Person von dieser Wertebene aus mit einigem Mißtrauen behandelt. Wer in den radikalen Umwertungen der menschlichen Grundkräfte heimisch ist, die Nietzsche und noch folgerichtiger

Klages uns gelehrt haben, wird in diesem Buche Gides mit Entzücken eine Reihe von sinnlichen Erfahrungen und gedanklichen Erwägungen entdecken, denen inzwischen in unserer neuen Psychologie gleichsam Heimatrecht geschaffen worden ist. Man vergleiche besonders die visionäre Bemühung um das Geheimnis des Lebensgefühles als der Gesamtheit aller tastartigen Sinnesempfindungen mit der Bewußtseinslehre von Klages.

Die Psychologentugend der Redlichkeit ist gewiß um so leichter zu bewähren, je stärker und sicherer die Gabe der unbefangenen Beobachtung ausgebildet wurde. Aber sie bleibt gefährdet besonders von zwei Seiten: von der leichten Beherrschung des « Logos » für die Psyche und von dem fatalen Los des Psychologen, daß er den Hauptgegenstand seines Wissens gleichsam als zugeschmiedeten Panzer stets mit sich herumtragen muß: seine eigene Person. Wer vermag richtig abzuschätzen, welche Künste und Listen dazu gehören, als Beobachter durch diesen Panzer der eigenen Person zu dringen und sich zu überzeugen, was darinnen verborgen ist als wirkende Ursubstanz oder -macht? Und wem liegt daran, diesen Einblick, der nicht nur vorteilhafte und hochgeschätzte Eigenschaften bieten kann, auch anderen und gar jedermann freizugeben, während doch alle Welt bemüht ist, die günstigste Schauseite des Panzers in bester Beleuchtung zu zeigen? Welche Verführung für den Dichter, als verklärter Schöpfer hinter seinem Werk verhüllt oder offen aufzutreten und eine Art von Schamanentum auszuüben! Nietzsches böses Wort: « Die Dichter lügen zu viel », meinte gewiß diese vom Publikum so hochgeschätzte Schauspielerei. Man wird nicht leicht jemanden finden, der sich davon so frei gehalten hat wie Gide. Daher ist immer seine vollkommene sincérité, seine Aufrichtigkeit, auch von denen anerkannt worden, die sich gegen ihn wandten. Der freien Fabulierseite seines Schaffens stand diese sorgsame Einbeziehung der eigenen Person im Wege, als eine Übertreibung der Redlichkeit am ungeeigneten Orte – wie leicht wäre es ihm sonst dank seiner überlegenen Sprachkunst und seiner artistischen Begabung gewesen, der rein literarischen Lust an der Gestaltung das Vorrecht zu lassen. Aber der tiefe und klare Einblick in die Untergründe des menschlichen Verhaltens, der ihm die Möglichkeit bietet, die Sache Nietzsches und Dostojewskis fortzuführen, weckt in ihm gleich das Verpflichtungsgefühl, sich dieser Aufgabe sehr radikal zu widmen. Ihn trägt ein religiöses Grundgefühl des Vertrauens zu Gott-Welt. Dadurch ist sein enthusiastischer Amoralismus kaum je der Gefahr nihilistischer

Einstellung verfallen, die schon in jeder analytischen Psychologie lauert.

So manche bekennerrische Selbstpreisgabe trachtet zutiefst nur, aus dem Fiasko des persönlichen Lebens eine Märtyrerglorie zu retten. Bei Gide ereignet sich der seltene Fall, daß sein Drang zu voller Aufrichtigkeit von Kind auf wirksam ist, anscheinend sogar unabhängig von der halb protestantischen, halb katholischen christlichen Unterweisung. Und im rechten Augenblick flutet der Lebens- und Abenteuerdrang höher, ehe die Spätpubertätsgefahr bigotter Selbstquälerei Macht gewinnt. Das Lebensdrama dieses Menschen von reichster Substanz und weitausgreifender Begabung vollzieht sich vor unsern Augen als ein Reifungsprozeß in mannigfach und aus heftigen Gegentendenzen bestimmten Phasen und mit Richtung auf ein unendlich fernes Vollendungsziel. Weil sein seelischer Weltraum so weit ist, mag Gide geschützt gewesen sein gegen die Versuchungen, an denen die Bekenner zu scheitern pflegen: Lehre und Verkünderpathos. Gide ist seinem Schlußwort an Nathanael treu geblieben: « Und nun, Nathanael, wirf mein Buch fort. Mach Dich frei von ihm. Verlaß mich. Verlaß mich; jetzt fällst Du mir lästig: Du hältst mich auf. Die Liebe zu Dir, in die ich mich hinein gesteigert habe, nimmt mich zu sehr in Anspruch. Ich bin es müde, mich als Erzieher aufzuspielen. Wann habe ich gesagt, daß ich wünschte, Du sollest mir gleich sein? » Und so steht er heute, nach der rückhaltlosesten Selbstpreisgabe, die das gesamte Schrifttum kennt, in all seiner verwirrenden Vielspätigkeit dennoch klarer und eindeutiger vor uns als viele, die auf eine Formel zu bringen sind. Wie bei den wenigen echten Weisen und Heiligen bleibt an seinem Bilde zuletzt gleichsam ein Nimbus übrig: weltoffene, hingebende Liebe, deren schlichte Würde allein Ethos genannt zu werden verdient. Dies ist das erste Paradoxon in ihm, durch das er für den Menschen des 20. Jahrhunderts eines der großen Vorbilder geworden ist.

III.

Was verleiht Sprachwerken dauernden Wert und Reiz? – Die Eigenartigkeit allein gewiß nicht und die formale Vollendung allein ebenso wenig. Wohl aber beides in Verbindung mit der Kraft einer Überlieferung, die in Werken vieler Zeitläufte lebt und als das eigentlich Wirkende einer « Kultur » gelten muß. In Frankreich neigt man zur Überschätzung dieser letzten Seite, in Deutschland und im englischen Sprachbereiche umgekehrt zur Überschätzung der Eigenart, die auch

in verzerrten Notprodukten noch als Wert empfohlen wird. Ja die Aufmerksamkeit ist so sehr auf solche Züge persönlicher Eigenart gerichtet, daß man darüber die andere Seite vergißt, wo sie unauffällig ist. So konnte es geschehen, daß man Gide wegen seines Buches *Le Prométhée mal enchaîné* (1898) als einen Bahnbereiter des « Expressionismus » zu kennzeichnen suchte. – Gide ist aber so sehr Statthalter alter französischer Überlieferung, in der Substanz wie im Formalen seiner geistigen Existenz, daß er zugleich als Klassiker betrachtet werden muß. Sogar sein Durchbruch ins Allgemein-Menschliche, und zwar als Vorkämpfer und Entdecker an einer ganz bestimmten Stelle der Menschheitsentwicklung, führt nach produktiven Umwegen zurück auf alten französischen Kulturboden. Wiederum haben wir von heftigen Gegentendenzen in seiner Anlage und seiner Lebenskurve zu reden und von immer erneuten schöpferischen Ausgleichen, ohne daß die Spannung je herabsänke, oder gar sich in ein Programm auflöste.

Man könnte lange Reihen von solchen Gegentendenzen nennen. Ein wichtiges Paar davon läßt sich so umreißen: hier mein Ich, Mikrokosmos, unablässiges Wachsen, Gestaltsuchen, Selbstwerden, grenzenlose Selbstbehauptung zugleich – dort die weite Welt der Kulturformen, nicht nur papiernes Bildungsgut, sondern Reichtum wirklicher Gestalten, durch Hingabe, Teilhabe, Einverleibung jedem erreichbar; grenzenloses Aufsaugen bis zum Selbstverlöschen. Der als Sechszwanzigjähriger die Nachgeborenen in Nathanael ermahnt, alle Bücher zu verbrennen und aus sich ein « völlig unersetzliches Wesen » zu machen, ist nur in einem sehr tiefen Sinne als « Individualist » anzusprechen. Die Meinung ist, man müsse *trotz* aller Teilhabe an den Kulturgütern dennoch sein Eigenwesen zum echten Mikrokosmos reifen lassen, zur individuellen Endgestalt. Nicht hingegen ist die Meinung, in Willkür, Laune und Gier des Individuums offenbare sich das Weltgesetz, wie sterile Pfuscher und anmaßende Subalterne wähnen. Höchster Individualismus innerhalb einer natürlichen großen Hierarchie der Werte – das ist das zweite unzeitgemäße Paradoxon, das sich in Gide verkörpert.

In der Gegenspannung zwischen selbstherrlichem Individuum und Kulturbindung verbirgt sich jedoch ein tieferer, ein letzter Gegensatz. Man kann ihn mit philosophischen Fachnamen belegen, aber das pflegt ihn nicht zu verdeutlichen, sondern der Neigung zu formalem Fetischismus Vorschub zu leisten. « Individuum und Kultur » kennzeichnet nur eine oberflächliche Schicht der Urspannung « Mensch in

der Welt ». Und « Welt » heißt zuletzt einfach das Urreich der unwandelbaren kosmischen Rhythmen, in das der Mensch nicht mehr so sicher eingefügt ist wie die anderen Lebewesen. Eine der schlichtesten und ergreifendsten Kundgaben dieses religiösen Grundgefühls ist Gide in der « Hymne in einer anderen Tonart » am Schlusse der *Nourritures Terrestres* gelungen:

« Sie wandte die Augen den aufgehenden Sternen zu. Ich kenne alle ihre Namen », sagte sie; « jeder hat mehrere. Mannigfach sind ihre Kräfte. Ihr Gang erscheint uns ruhig, aber er ist rasch und macht sie glühen. Aus unruhigem Drange wird ihre Eile ungestüm und das verleiht ihnen ihre Pracht. Ein inneres Schicksal treibt und lenkt sie; erhabener Eifer verbrennt sie und zehrt sie auf; deshalb sind sie strahlend und schön.

Eng verbunden durch geheimnisvolle Kräfte und Tugenden gesellen sie sich zueinander – und so hängt einer vom andern ab, der andre aber vom Ganzen. Einem jeden ist die Bahn vorgezeichnet und jeder kennt seinen Weg. Er vermöchte nichts daran zu ändern, ohne jeden andern von seiner Bahn abzulenken, da jeder für jeden andern Sorge trägt. Und jeder wählt seinen Weg, wie er ihm bestimmt ward; was ihm bestimmt ist, das muß er wollen, und so ist eines jeden Weg, der uns verhängnisvoll erscheint, aus freiem Wunschentscheid gewählt, da jeder vollkommenen Willens ist. Hingebende Liebe leitet sie; ihre Wahl fügt Gesetze, von denen hängen wir ab; wir können uns ihnen nicht entziehen. »

Und das ganze Buch ist für hellhörige Ohren von diesem Motiv der Allverbundenheit durchwoben wie von einem kunstvollen Kontrapunkt.

Im Gegensatz zu dem aus sich wachsenden, in sich vollendeten Reiche des außergeistigen Lebens steht das vom Menschen ungeordnete, nach Maß und Zahl geregelte Reich des Geistes, der Person, in dem menschliche, zumal soziale Nutzzwecke herrschen. Der Reifungsprozeß der Persönlichkeit ist ein fortwährender Kampf zwischen diesen beiden Gegenmächten. Von jeher gibt es zwei Hauptrichtungen, in denen wir die Lösung oder den Ausgleich dieser Urspannung « Mensch und Welt » suchen können. Entweder glauben wir an die Kraft des menschlichen Geistes, der aus dem « ungeformten » Rohstoff der Natur erst etwas Rechtes « gemacht » hat und in stetigem Fortschritt immer Besseres daraus machen wird. Oder aber wir vertrauen auf die ewig wirkenden außermenschlichen Mächte, an denen wir teilhaben mit unseren vitalen Wurzeln; dann haben wir Anlaß, gegen die Geistmächte mißtrauisch zu sein. An Versuchen, den Menschen durch Steigerung und Rationali-

sierung des bewußten Zweckhandelns, durch Geist-, Ich-, Willenskult gegen den Naturgrund zu verselbständigen, hat es nicht gefehlt. Die Geschichte der Zivilisation bietet uns eine lange Kette von mehr oder weniger systematischen Versuchen zu solchem Training. Man kann nicht sagen, daß die Resultate dieser Bemühungen sonderlich beglückend sind. In einigen Religionen und ihrer Ethik mag man ernst zu nehmende praktische Ergebnisse anerkennen. Aber wieviel leere Moralsätze und tragikomische Quälereien sind aus solcher Überschätzung der menschlichen Willensmacht hervorgegangen! Welche erstaunliche Fähigkeit zur Selbsttäuschung zeigen all unsere Bemühungen, in Erziehung, Rechtsprechung, Politik durch Formeln zu erledigen, was nur durch Einsatz und Opfer, durch redliches Für-einander-Einstehen von Mensch zu Mensch zu leisten ist. Und oft ist nicht einmal eine « Lösung » dieser Art möglich in schwierigen Situationen, und die einzige sachlich anständige Äußerung wäre das Eingeständnis, daß man vor der Aufgabe versagt hat – aber statt dessen wird weiter verkündet, der « ungebrochene Tatwille » werde demnächst das Unmögliche wirklich machen. Gide durchschaut das unredliche und allzu betriebsame Getue, ohne sich ihm vollständig zu entziehen, aber auch ohne eigentlich Kompromisse zu machen. Und zum dritten Mal sehen wir eine paradoxe Gegenspannung in ihm lebendig wirksam: höchste Freiheit der Teilhabe am gesamten Lebensbereich – und zugleich eine kritische Durchdringungskraft des Geistes, wie sie mit solcher unbefangenen Teilhabe gemeinsam sehr selten vorkommt.

IV.

Die geistige Ahnenschaft Gides in Frankreich (die leibliche ist stark gegensätzlich gemischt: Normandie und Südfrankreich) und ihre Bedeutung für den Aufbau seiner Welt muß noch erörtert werden. Bis gegen die Jahrhundertwende wirkten Baudelaire und die in seinem Schatten lebenden « Parnassiens » wie ein geheimes Kraftzentrum, eine Feuerstätte, an der zu einem autonomen Typus des bewußten Menschen geprägt wurde, wer immer mit weltoffenen Sinnen und artistischer Lebenshaltung sich anschloß. Die Stützen der zerfallenden Gesellschaft machen es sich zu leicht, wenn sie über die Dekadenz jammern, die von hier ausgegangen sei. Als ob es Sache der großen Anreger, der Fermente im kulturellen Prozeß wäre, das Reich der Satten zu sichern! Die Geschichte berichtet auf jeder Seite das Gegenteil, wenn auch nur wenige Selbstzeugnisse so jäh in die Paradoxie dieses Prozesses hinein-

leuchten wie der Ausspruch des milden Christus, er sei nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Daß fast alle Taten, für die einem Führermenschen der Beiname des Großen gegeben wurde, Gewalt und Verderben unter scheinheiligen Sprüchen von Frieden und Gerechtigkeit für ein Nachbarvolk bedeutet haben, wird immer wieder vergessen. Wer mit den geistigen Waffen Baudelaires kämpft, der sucht als Entdecker und Eroberer neue Möglichkeiten für sich im Reiche der bestehenden Ordnungen, die immer wieder zu eng und starr für frische Begabungen werden – ewiges Schicksal aller Menschensatzung. Wie sollte er nicht Unruhe, Angst und Widerwillen erwecken? Wer aus dem Muß der eigenen Natur die menschliche Wirklichkeit im Geiste Nietzsches und Dostojewskis sieht, durchschaut die Dekadenz gerade an den vorgeblich solidesten Stellen der Zivilisation und kann sich nicht mit dem moralisierenden Händeringen eines Tolstoj, Ibsen und ihrer schwächeren Nachfolger begnügen.

Es verdient Beachtung, daß Gide sich besonders eingehend, mit großer Verehrung und Sympathie über Baudelaire, Dostojewski und Nietzsche geäußert hat, während alle die geistigen Führer, die um 1900 in humanitären «Bewegungen» als Kronzeugen angerufen wurden, seiner Wesensart zu fern stehen, als daß er ihnen sein Interesse und seine ungewöhnliche Fähigkeit zu kritischer Charakteristik gewidmet hätte. – Auch in der geistigen Ahnenschaft Gides fehlt es nicht an stärksten Gegensätzen. Nicht nur Montaigne, sondern in gewissem Sinne auch Racine stehen für ihn im höchsten Range des ewigen Vorbildes, sie verkörpern den Beitrag des französischen Geistes zur Weltkultur, wie Dante, Shakespeare und Goethe den Beitrag ihrer Kulturen verkörpern. Wir erinnern uns, daß Nietzsche wenige geistige Ahnen so hoch stellte wie Montaigne, und haben es heute durch Gides vermittelnde Bemühung leicht, uns zu überzeugen, daß diese Schätzung vollauf begründet ist. So gesellen sich in Gides Weltbild zu den gefährlichsten Neudenkern gerade die geistigen Mächte, die seit Jahrhunderten als Pfeiler der stetigen Kulturtradition gelten – viertes Paradoxon.

Durch Nennung eines einzigen Namens: Pascal, ist hier gleich das viel tiefere fünfte Paradoxon anzuschließen, das zumal angesichts des vorliegenden Buches seltsam befremdend erscheint. Im Schatten dieses Namens ist die Gestalt und Lehre Christi in das Leben Gides wieder eingetreten. Nach weitem Umherschweifen in allem Ewig-Heidnischen, das keine Trennung des Erlebens in böse Wirklichkeit und ausgleichende gedankliche Idealität kennt, ist er im selbstquälerischen Kämmerlein

Pascals eingekehrt, um die Kämpfe seiner Kinderjahre zu redlichem Ende zu bringen – die Kämpfe um das Ethos der Selbstverwirklichung. Nicht etwa wird damit der heidnisch-mystischen Selbsthingabe an Gott-Welt, die an Inbrunst und Wagemut ihresgleichen sucht, jetzt abgeschworen, im alten Bekehrungsstile. Aber dennoch drängt sich noch einmal der christliche Glaubensartikel von der persönlichen Seele, der Unsterblichkeit, der Sündhaftigkeit, der Erlösung durch Gnade unabweisbar auf. Und die Aufrichtigkeit dieser letzten Phase ist im Vergleich mit den tagesüblichen Kundgebungen pseudoreligiöser Betriebsamkeit so überzeugend, daß auch eingefleischte Heiden sich in diesen dialektischen Kampf einleben können. Das Vorwort von 1927 zum vorliegenden Buche streift diese Wendung.

V.

Ein letztes großes Spannungsmotiv bleibt zu schildern: der Eros André Gides ist vorwiegend nach der männlichen Seite gerichtet. Er ist Eros paidagogos, unversiegliger Urquell erzieherischer Gestaltungsimpulse in dem eher beschaulichen und vagabundierenden Naturell Gides. Diese leibseelische Neigung stand – aus durchaus begreiflichen Gründen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung – noch in pathetischem Verruf, als Gide sich dazu bekannte. Sie wurde von Richtern und Ärzten auf subalternem Niveau paragraphiert. Wo sie Wellen aufwarf, die für die Öffentlichkeit sichtbar wurden, in höfisch-aristokratischen, diplomatischen, militärischen, künstlerischen, pädagogischen Kreisen, in der Jugendbewegung erregte sie wiederholt kurze heftige Diskussionen unter moralischen, weltanschaulichen, staatlich-sozialen Gesichtspunkten – zu schweigen von dem Mißbrauch zu politischen Zwecken und dem platten Problem großstädtischer Lebeweltzirkel und Prostitution. Selbst die ansehnlichen Persönlichkeiten aus der Welt des künstlerischen Gestaltens: Walt Whitman, Oscar Wilde, Herman Bang u. a. hatten den Bann nicht zu brechen vermocht. Bei uns begegnete Stefan George schweigender Duldung, weil dieser Eros hier in geheimnisvollem Nimbus als kulturzeugerische Macht erschien, durch geformtes Werk beglaubigt war und auch Menschen nach platonischem Vorbilde zu bestimmter Gestalt oder Haltung prägte.

Gide war wiederum durch seinen Hang zur Aufrichtigkeit gezwungen, auf alle Deckfassaden der Welt gegenüber zu verzichten. Wenn Selbstpreisgabe das Schicksal des Künstlers ist, wie sollte der Wesenszug verborgen werden, aus dem gerade das Pathos seines Gestaltungs-

dranges sich nährte? Und abgesehen vom Künstlertum: der mystische Weg der richtigen Einordnung des Menschen in die Welt, im heidnischen wie im christlichen Sinne, führte ebenfalls durch diesen Akt der Preisgabe. Wie um sich nichts zu ersparen, legte Gide schließlich im *Corydon* auch noch eine grundsätzliche biologische Rechtfertigung des gleichgeschlechtigen Eros vor. Es bleibe hier außer Betracht, was für und gegen dieses radikale Bekenntertum spricht. Die literarische Öffentlichkeit in Frankreich hat sich ausführlich damit beschäftigt. Uns muß hier die einfache Tatsache genügen, daß heute zum erstenmal seit den Zeiten des Sokrates und Platon die mann-männliche Liebe nicht mehr geduldiger Nachsicht Andersgesinnter empfohlen, sondern bei George verhüllt, bei Gide offen als leuchtende Blüte am Rankenwerk menschlicher Liebesbeziehungen gepriesen und gepflegt wird. Die Bedeutung dieser Tatsache für die künftige Gestaltung der menschlichen Gemeinschaft ist um so größer, weil gleichzeitig eine allgemeine Lockerung der alten Ordnungen, zumal der familiären, der beruflichen (Teilung zwischen männlichen und weiblichen Arbeitskräften) und der geschlechtlichen zu verzeichnen ist. Auch daß die erste Diskussion über Männerliebe, die dem Ernste und der Tiefe des Problem es angemessen ist, in Frankreich stattfindet, dem Lande der Verehrung für die starke mütterliche Frau (aus echter mutterrechtlicher Tradition!) und der ungebrochenen Sinnlichkeit der mann-weiblichen Beziehungen, ist ein bedeutsames, noch nicht gewürdigtes Anzeichen für den Tiefgang des Problem es. Wir hätten viel weniger Anlaß, es so ernst zu nehmen, wenn eines der protestantischen Länder, in denen die geschlechtslose Berufsfrau als Ideal aufgestellt wird, der Hauptschauplatz des Dramas wäre. –

Kehren wir zu Gide zurück. Sein Leben wie sein Werk zeugt von der Wirkungsmacht der liebenden Zuwendung zum älteren wie zum jüngeren Freunde. Die Fülle und Allseitigkeit der eigenen Entfaltung wie die fördernde Intensität, die andere zur Selbstgestaltung zwingt, sind bündige Beweise für die Fruchtbarkeit dieser Gefühlswelt. Wir finden hier auch keineswegs das Schreckbild des weiblichen Halbmannes, das um Proust eine große Rolle spielte, noch das Idealbild eines Übermannes, der Natur, Weib, Musik, die Mächte des aus sich wachsenden Lebens, als vorläufigen Rohstoff behandelt, daraus des Mannes Wille erst etwas zu schaffen habe. Sondern diese gelebte und gedichtete Welt ist ganz, nicht eingeeengt durch Denkschränken; sie ist « Wirklichkeit », daher verwirrend vielgestaltig, nicht auf ein Wunschbild oder gar eine Haltung zugestutzt. Aus der bürgerlichen guten Stube gesehen ist sie

gewiß « unmöglich », weil sie zu wenig behagliche Umgrenzung und zu viele Möglichkeiten zeigt, die unerwünscht, aber deshalb doch nicht weniger wirklichkeitsträchtig sind.

Man übertreibe die Angst vor dem « bösen Beispiel » nicht ins Lächerliche. Wer hätte nicht schon in seiner Wunschphantasie gern einen Nachbarn oder Nächsten umgebracht – und hat sich doch weder durch Lady Macbeth, noch durch Wilhelm Tell, noch durch die gelassene Mordpraxis des Kinos zur Verwirklichung seines Wunsches verführen lassen. Mit den Liebesbeziehungen sieht es in mancher Hinsicht ähnlich aus: sie realisieren sich nicht durch Nachahmung fremder Beispiele, sondern aus eigenem Drange, der sich seine Vorbilder und Führer wohl zu finden weiß, wo er nicht unterdrückt ist und dadurch unsicher und dumpf. So kann wohl aus der Breite der Liebesbegabung, die dem Einzelnen zur Verfügung steht, eine Tendenz hervorgelockt werden, die aus sich selbst nicht stark genug zu aktiver Entfaltung gewesen wäre – aber nur wo echte Führung im eigenen Blutkreise gemangelt hat, wird die Verführung, das heißt die Führung auf eine Bahn, die der Anlage fremd ist, gefährlich. Die Frage des Rechtsschutzes für Minderjährige begreift alle biologisch begründeten Gesichtspunkte der Geschlechtsmoral in sich, der Rest der bestehenden gesetzlichen Regelungen wird sich nur soweit halten lassen, als es den Schutz der persönlichen Freiheit und Selbstbestimmung angeht. Das mag praktisch auf das gleiche herauskommen, was kultivierte Richter unter dem geltenden Recht für ihre Aufgabe angesehen haben; aber es schafft die Möglichkeit, wieder ein Stück historischer Fassade des moralischen Dünkels abzutragen und reife Menschlichkeit an die Stelle zu setzen. Das kann nur geschehen, wenn man gezwungen ist zuzugeben, daß von dem flachen Scheinbegriff der Homosexualität aus das bislang verfemte, aber vor allem durch Gide in das Licht des Tages gestellte Problem der mann-männlichen Liebe nicht gelöst werden kann. Sieht man es aber einmal unter dem Gesichtspunkt des Niveaus und der schöpferischen Fülle, so hat man der freien Luft der Erotik im antiken Sinne Raum gegeben, und wird Formen, die unseren Ansprüchen genug tun, mit der Zeit finden. Die Tradition, sich an Platons Darstellung des zeugerischen Eros paidagogos zu begeistern, ist nie abgerissen. In unserem Zeitalter, da zugunsten erhirnter Utopien so viele urtümliche Kulturgüter unter dem Beifall nihilistischer Narren und Verbrecher geopfert werden, wäre es am Ende nicht so ungeheuerlich, die Verwirklichung ehrwürdiger Ideale lieber von dem Range ihrer Träger aus zu beurteilen als von den

Denkgewohnheiten der Menge aus. Es wäre möglich, daß wir auch hierin von Gide mehr zu lernen hätten als von anderen.

VI.

Es wären noch manche Gegenspannungen zu nennen, die der Erscheinung Gides das eigentümlich faszinierende Vibrato verleihen. Wir streifen nur einige wenige: ein besonders in Deutschland geltendes Dogma will glauben machen, die Fähigkeit und Neigung zu psychologischer Analyse schließe die Fähigkeit zur Gestaltung, zur Synthese aus, und wer das eine tue, sei verurteilt, im andern zu versagen. In Wahrheit erschwert nur die eine Tendenz die andere und verlangt höhere Leistung von der Gegenseite, wenn ein Ausgleich der Tendenzen im Werke gewünscht wird. Dafür ist Gide ein geradezu dramatisches Beispiel. Besonders Frühwerke wie das vorliegende zeugen für die Stärke der erwähnten Gegenspannung in ihm und zugleich für die vertiefende Wirkung dieser Doppelbegabung.

Auf derselben Linie stünde der Gegensatz des einfach Naturhaften und des Spirituellen. Am fesselndsten ist er in anderer Form: als Gegensatz zwischen schlichtem naturgetreuem Schildern und freiem Gestalten unter Führung der «Phantasie», wobei mehr musikalische Tendenzen sich auswirken. Wer für diese Nuance der Sprachkunst Sinn hat, wird finden, daß Gides Sprache nicht nur an Fülle knapp und scharf gemalter Einzelheiten, sondern zugleich auch an innerer Kontrapunktik der Wortwahl wie der dialektischen Entfaltung des Gedankens zu den ganz seltenen Glücksfällen zählt. Diese geradezu kapriziöse Fülle aber verbirgt sich auch noch in einer bezaubernden Schlichtheit und einer manchmal klassisch anmutenden Glätte – deshalb hat man in Frankreich Mozarts Formvollendung bei reicher Fülle als Vergleich herangezogen.

VII.

Von den zahlreichen umstrittenen Werken Gides ist hier nicht zu reden. Das Buch *Les Nourritures Terrestres* allein gab Anlaß, von der Gesamtpersönlichkeit zu berichten, denn dies Buch wird eines der großen Grenzdenkmäler in der Geschichte des menschlichen Bewußtwerdens bleiben und vielleicht zu den wenigen Büchern dieser Generation gehören, deren Lebendigkeit, Reiz und Tiefe den Wandel der Zeiten überdauert. Sprachwerke von reinerer Vollendung mögen entstanden sein in dieser Generation, psychologische Erkenntnisse mögen gewonnen, philosophische Gedanken und humanitäre Gefühle formu-

liert, Leistungen und Heldentaten vollbracht sein, die sich nicht minder tief in die Geschichte der menschlichen Kultur einschreiben werden. In einer Hinsicht steht André Gide, soweit es heute zu erkennen ist, beinahe einzig da: obwohl seine Begabungen es ihm erlaubt hätten, als Schriftsteller eine Phantasiewelt zu runden, sich zu stilisieren und persönlich irgendwo im Privatleben sich der Nutznießung seiner Erfolge zu erfreuen, hat er unbeirrbar darauf bestanden, sein gelebtes Leben als das eigentliche Problem anzusehen und es mit höchster Aufrichtigkeit den Augen der Mitwelt preiszugeben. Naturverbunden und erlebnisfähig wie wenige, war er dennoch zugleich mit dem Kainsmale des erbarmungslosen psychologischen Tiefblicks gezeichnet und mußte daher noch einmal an den «Schlaf der Welt» rühren. Dostojewski hatte den Menschen in zahlreichen Spielarten geschildert, wie er sich aus den fragwürdigen Bindungen der Gemeinschaft in die Wirrnisse des eigenen Inneren verliert und dann alle denkbaren Auswege erprobt, um die Welt wieder ganz zu machen, um irgendeine Stelle der absoluten Sicherheit zu finden, von der aus man sich wieder heimisch machen könnte mit dem erworbenen Wissen. Nietzsche hatte das Drama des Bewußtwerdens in sich selbst in einem seltsamen Zwielficht von Skepsis und Prophetie erlebt. Der einsam Ringende sank dahin als tragisches Opfer auf heroischem Entdeckungszuge in das Seelenreich eines neuen Jahrhunderts. Die Umrisse des künftigen Menschenbildes hat er uns gezeigt und vor allem einen kritischen Reinigungsprozeß begonnen, der uns Pflichten der Redlichkeit auferlegt. Gide, einer der wenigen Fortführer dieses Entdeckungszuges, findet in sich nochmal ein klares starkes Grundmotiv, das er aus persönlichster Haft in alle Weiten der Erlebniswelt innen und außen zu entwickeln trachtet. Für ihn heißt die Gefahr und Lockung des Selbstkennens nicht mehr: Selbsthenker, sondern: Bekenner und Selbsterlöser. In den Dienst dieser Aufgabe hat er seine überragende Kunst gestellt. Dadurch gibt er uns das Beispiel eines Menschen, der genau seiner eigenen Art gemäß den Weg zu dem einzigen Gute sucht, das zu erkämpfen uns übrig geblieben ist: dem furchtlosen Leben aus der eigenen Substanz, im Vertrauen auf die Gestaltungskräfte, die in allem Lebendigen wirken vor aller Vernunft und auch uns sicherer zu führen vermögen als leer gewordene menschliche Satzungen. Dies Buch ist das hohe Lied des jugendlichen Gide auf solches Vertrauen und auf die nährenden Kräfte der Erde, wenn wir ihr liebend hingegeben sind.